

**Nicolas Schmitt, M.A.**

*Ihro hochlobiges hauß eines ewigen hohen österreichischen interesse theilhaftig zu machen.*

Der Projektemacher Cristóbal de Rojas y Spinola und die Markgrafen von *Baden*

Frühneuzeitliche Projektemacherei

Hinter dem Titel meines Vortrags verstecken sich gleich zwei klärungsbedürftige Sachverhalte – der eine betrifft eine Personie (Um wen handelt sich es bei dem hier doch so prominent platzierten Cristóbal de Rojas y Spinola?), der andere eine Begrifflichkeit, nämlich den des »Projektemachers«. Bevor ich mich näher mit der Person von Rojas und seinen Aktivitäten auseinandersetze, möchte ich zunächst einige Worte zum Phänomen der frühneuzeitlichen »Projektemacherei« verlieren. Hierbei handelt es sich im Ursprung um einen Quellenbegriff, mit dem die Zeitgenossen insbesondere seit dem 18. Jahrhundert einen bestimmten Menschenschlag zu bezeichnen suchten. Dieser zeichnete sich in ihren Augen durch eine ganze Reihe negativer Charakterzüge aus. Die Zuschreibungen kulminierten in der Figur des herumvagabundierenden Halsabschneiders, der von Hof zu Hof ziehend – ich zitiere aus der »Oeconomischen Encyclopädie« von Johann Georg Krünitz (1728–1796) – *allerley Anschläge macht, vorzüglich in nachtheiligem Verstande, der sich mit unbaltbaren Entwürfen beschäftigt, und diese andern aufzudringen sucht.*<sup>1</sup> Bestenfalls galt der Projektemacher noch als jemand, der sich diffusen Hirngespinnsten und Phantastereien hingab. Noch häufiger zog er allerdings den Vorwurf der moralischen Fragwürdigkeit bis hin zur kompletten Skrupellosigkeit auf sich.

In jedem Fall diente der Projektemacher als Abgrenzungsgestalt, die integren und seriösen Betätigungsformen gänzlich entgegenstand. Die Gruppe derer, die mit diesem Verdikt versehen werden konnten, war groß. Das verbindende Element bildete das namensgebende »Projekt« – ein nach außen getragenes, nur in den seltensten Fällen wirklich vollständig ausgearbeitetes Vorhaben. Mit diesem, so zumindest das Urteil der Außenwelt, hatten die Projektemacher nicht anderes im Sinn, als dem Fürsten das Geld aus der Tasche zu ziehen. Ebenso bunt wie der Kreis an Menschen, die als Projektemacher tituliert werden konnten, waren indes ihre Pläne: Sie reichten von alchemistischen Experimenten wie der Transmutation unedler Metalle in Gold über die Einführung neuer handwerklicher Methoden bis hin zur Gründung von Sozietäten oder der Umsetzung großangelegter Infrastrukturprojekte. Das schlechte Image des Projektemachers – wie auch ähnlicher Formationen in den anderen Ländern Europas – bescherten ihm schließlich den zweifelhaften Ruhm, als literarische Gestalt im Zentrum zahlreicher frühneuzeitlicher Komödien und Satiren zu stehen.

Die jüngere Kulturgeschichte ist gleich auf mehreren Ebenen zur Ehrenrettung des Projektemachers angetreten: So konnte einerseits plausibel rekonstruiert werden, dass sich der Aufschwung des Begriffs des Projektemachers – wie auch der anderer sogenannter

---

<sup>1</sup> Krünitz, Johann Georg et al., *Oeconomische Encyclopädie*, Bd. 117, Berlin 1811, S. 720.

»scharlatanesker« Sprachfiguren – auf die Institutionalisierung und Ausdifferenzierung der Wissenschaften seit dem Ende des 17. Jahrhunderts zurückführen lässt. Das Bedürfnis, sich der eigenen Stellung zu versichern, führte zu Bestrebungen, innerhalb der eigenen Disziplingeschichte nach Traditionslinien zu suchen: Personen, die als geeignete Anknüpfungspunkte identifiziert werden konnten, galten fortan als große Denker und Visionäre. Ihnen standen diejenigen Akteure gegenüber, die sich einer solchen Vereinnahmung entzogen, in eine Außenseiterrolle gedrängt und retrospektiv diskreditiert wurden. Der Vorwurf der Projektemacherei schlug in ebendiese Kerbe. In dem Maße, in dem sich entstehenden Wissenschaftsdisziplinen ihren eigenen Traditionen zuwandten, wurden Vorläuferformen glattgezogen oder aber gänzlich aussortiert. Einen besonderen Fall bildete hier die Alchemie, die als Fach im Ganzen dem steigenden Maß an Ambiguitätsintoleranz zum Opfer fiel.

Andererseits hat sich die Forschung nicht allein mit der Dekonstruktion des Begriffs und all seiner zeitgenössischen Negativurteile begnügt, sondern dagegen versucht, den Projektemacher als Analysekategorie produktiv aufzuwerten. Fest in die Kultur der frühneuzeitlichen Hofgesellschaft eingelassen, wird der Projektemacher mittlerweile als besondere Spielart des »Experten« verstanden – in den Worten von Marian Füssel also *als spezifische soziale Rollenzuschreibung, die in einer bestimmten Situation Wissen und Fertigkeiten bereitstellt, die zu einer bestimmten Problemlösung erforderlich sind.*<sup>2</sup> Infolge seiner häufig prekären Existenzgrundlage drängte der Projektemacher allerdings geradezu in die Rolle des Experten, der seine Fähigkeiten nach außen als besonders wertvoll und verlässlich darzustellen versuchte. Eine besonders starke Abhängigkeit bestand hierbei gegenüber dem Fürsten, dessen Bedürfnis nach Spektakel und Unterhaltung es zu befriedigen galt. Häufig bedienten sich der Projektemacher daher einer plakativ zur Schau gestellten Weltgewandtheit, häufig verbunden mit einem großspurigen Auftreten. Den stets sah er sich mit der Aufgabe konfrontiert, die Umwelt von der Vertrauenswürdigkeit seiner Vorhaben wie auch seiner Person gleichermaßen zu überzeugen. Dass ihm dabei Widerstand und Ablehnung entgegenschlug, unterstreicht, wie brüchig die Autorität seiner Expertise war.

Besondere Bedeutung kam dabei der Pflege sozialer Beziehungen innerhalb der Hofgesellschaft zu: Konnte sich der Projektemacher als Gesprächspartner insbesondere hochrangiger Höflinge inszenieren, stieg die Wahrscheinlichkeit, eine Förderung seiner Pläne bis hin zur Anstellung zu erlangen. Seine soziale Rolle ergab sich somit aus einer *Mischung aus Selbstinszenierung und Fremdzuschreibung*. In diesem Licht besehen erscheint der frühneuzeitliche Projektemacher demnach weniger an den äußeren Rändern der Hofgesellschaft verortet, sondern steht fest in einem System verschränkter Patronagebeziehungen, dessen Zentrum der Fürst bildete.

Warum sich Rojas im Folgenden als Projektemacher im zuvor geschilderten Sinn ansprechen lässt, ist einerseits eine ausgesprochen kontroverse Rezeption, die bereits zu seinen Lebzeiten einsetzte. Andererseits lässt sich eine Reihe dicht aufeinanderfolgender Vorhaben identifizieren, die er scheinbar eigenmächtig entwickelte und bis zu seinem Tod im Jahr 1695 verfolgen sollte. Keines von ihnen war im engeren Sinne erfolgreich. Beschränkten sich seine Pläne anfänglich noch stärker auf politische und wirtschaftliche Themenbereiche, wandte sich Rojas seit Mitte der 1670er-Jahre dem Komplex zu, für das er bis heute deutlich stärkere Bekanntheit gewonnen hat: Auf zahlreichen Reisen an die Höfe des Reichs und an die Kurie setzte sich der Franziskaner für die Reunion, also Rückführung, der protestantischen Fürstentümer in die katholische Kirche ein.

---

<sup>2</sup> Füssel, Marian, »Gelehrte bei Hof. Akteure, Praktiken und Karrieren im Europa des 17. Jahrhunderts«, in: Kirsten Baumann/Constanze Köster/Uta Kuhl (Hg.), *Adam Olearius. Neugier als Methode*, Tagungsband zur internationalen Tagung »Der Gottorfer Hofgelehrte Adam Olearius. Neugier als Methode?«, Schloss Gottorf, Schleswig, 24.–27. Juni 2015, Petersberg 2017, S. 50–55, hier: S. 51.

## Cristóbal de Rojas y Spinola und das Projekt einer Ostindienkompanie

Unsere Kenntnisse über die biographischen Hintergründe von Cristóbal de Rojas y Spinola (ca. 1626–1695) müssen leider immer noch als einigermaßen dürftig gelten und beruhen abseits autobiographischer Aussagen nur auf einer Handvoll weiterer Quellen. Auch eine bildliche Darstellung hat sich nach meinem derzeitigen Wissensstand nicht erhalten. Bereits den Zeitgenossen bereitete Rojas' schwer fassbares Herkommen Kopfzerbrechen, was durch die fremd anmutenden Eigenarten spanischer Namensregeln noch weiter verstärkt wurde. Während wir recht gut über seinen weiteren Lebensweg unterrichtet sind – insbesondere die irenischen Projekte seit 1675 stießen schon zeitgenössisch auf breites Interesse –, kann das Gleiche nicht über Rojas' erste Lebenshälfte gesagt werden. Fest steht, dass Cristóbal de Rojas y Spinola um das Jahr 1626 als Sohn von Bartolomé de Rojas y Spinola in den Spanischen Niederlanden geboren wurde. Sein Vater hatte bis zu seinem Tod als Offizier im Achtzigjährigen Krieg gegen die Niederlande gedient; über ihn war Rojas mit den städtischen Eliten von Cádiz verwandt und konnte sich überdies auf die Abstammung vom berühmten Feldherren Ambrogio Spinola (1569–1630) zurückführen. Als nachgeborener Sohn trat Cristóbal im Jugendalter in den Franziskanerorden ein und wurde Mitglied des Olivandenklosters in Köln. Dort wirkte er in den 1650er-Jahren ebenfalls als Lektor der Fächer Philosophie und Theologie.

Der Übergang vom ausschließlich monastischen Leben hin zur Betätigung in politischen und wirtschaftlichen Belangen kann nicht genau gefasst werden. Im Jahre 1660 erschien Rojas erstmals im Umfeld des Kaiserhofs – sein plötzliches Auftreten in Wien stand dabei in Zusammenhang mit den nun anlaufenden Aktivitäten, die erstmals den Namen eines Projekts im zuvor geschilderten Sinne verdienen: Rojas warb gegenüber dem Kaiser für die Gründung einer Ostindiengesellschaft, in die neben den Häuptern der österreichischen und spanischen Habsburger mehrere Reichsfürsten miteinbezogen werden sollten. Die Situation der Habsburger war Anfang der 1660er-Jahre durch zahlreiche Krisenphänomene gekennzeichnet. Erst kurz zuvor, im Jahr 1658, war der zuvor für den geistlichen Stand vorgesehene Leopold nach langwierigen Verhandlungen zum Kaiser des Heiligen Römischen Reich gewählt worden. Zahlreiche Reichsfürsten begegneten den Habsburgern, die neben Österreich und Tirol ebenfalls in Spanien herrschten, mit ungebrochenem Misstrauen. Ebenfalls im Jahr 1658 kam es unter diesen Vorzeichen zur Gründung der »Rheinischen Allianz«, einem Defensivbündnis, in dem einige Kur- und Reichsfürsten sowie die Garantiemächte des Westfälischen Friedens Frankreich und Schweden zusammengeschlossen waren. Insbesondere die spanische Reichspolitik zielte auf eine Auflösung des Bündnisses, das vorrangig als Gefahr für die traditionellen Marschrouten Spaniens durch das Reich, den *Camino Español*, wahrgenommen wurde.

Das Rojas'sche Kompanieprojekt, das der Franziskaner bis Mitte der 1660er-Jahre weiterverfolgen sollte, war dabei im Ursprung auf eine Initiative des brandenburgischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm (1620–1688, reg. 1640–1688) zurückgegangen. Dieser hatte zur Jahresmitte den vormals in Diensten der VOC stehenden Admirals Aernout Gijssels van Lier (1593–1676) nach Wien entsandt, um dort in seinem Namen merkantile Verhandlungen einzuleiten. Der Kurfürst hatte sich seit dem Dreißigjährigen Krieg vermehrt mit Überlegungen getragen, am Überseehandel teilzunehmen und zu diesem Zweck eine Ostindienkompanie ins Leben zu rufen; Gijssels sollte nun sondieren, ob ein Zusammengehen mit dem Kaiser hier grundsätzlich möglich schien. Bereits kurz nach Gijssels' Eintreffen in Wien trat Rojas, der sich aus nicht vollständig nachvollziehbaren Gründen am Kaiserhof aufhielt, in die Verhandlungen ein, die sich bis zum Jahresende fortzogen. Schnell übernahm er hier die Führung und drückte dem Vorhaben seinen Stempel auf. Nur ein

sehr kleiner Personenkreis war involviert. Neben dem Franziskaner waren dies hochrangige Mitglieder des Hofes wie der Obersthofmeister Johann Ferdinand von Porcia (1605–1665) sowie Kaiser Leopold I. selbst.

In einer besonders ausführlichen Denkschrift aus der Feder Rojas', die sich heute in diesem Haus befindet, sowie einer ganzen Reihe weitere Verhandlungsdokumente wird die Entwicklung deutlich, welche die brandenburgischen Vorschläge unter seiner Regie genommen hatten. Ich fasse das Wichtigste kurz zusammen: Die Ostindienkompanie sollte sich konkret gegen die niederländische Handelskonkurrenz richten. Sie erscheint in seinen Ausführungen als geeignetes Instrument zur Steigerung der kaiserlichen Machtbasis in- und außerhalb des Reichs. Durch den wirtschaftlichen Zusammenschluss wäre es darauf möglich, die Fürsten fest an das Erzhaus zu binden und auf diese Weise gegen innere wie äußere Feinde zu mobilisieren – mehrfach verweist Rojas in diesem Zuge auf die Bedrohung durch das Osmanische Reich. Der Zusammenschluss soll mit Gesprächen zur Überwindung der konfessionellen Spannungen im Reich einhergehen. Über den Handel mit Ostindien hinaus schlägt Rojas die Errichtung kolonialer Stützpunkte an der Küste Afrikas vor. An die Seite der Habsburger und des Kurfürsten von Brandenburg stellt der Franziskaner einen weiteren Anteilseigner des Unternehmens: die katholisch gebliebene Linie des Hauses Baden. Hier ist es insbesondere einer der jüngeren Söhne des regierenden Markgrafen, der im Zentrum seiner Ausführungen steht: Markgraf Hermann, der zunächst für den geistlichen Stand vorgesehen war, wird von Rojas als geeigneter Kandidat für das Amt als Präsident der Kompanie empfohlen.

In vielen Punkten blieben Rojas' Vorschläge bemerkenswert uneindeutig. Er stützte seine Ausführungen in erster Linie auf eine Kombination aus wirtschaftlichem und politischem Kalkül, die er auf strategische Ziele im Sinne einer habsburgischen Weltpolitik zulaufen ließ. Möglichen Vorbehalten seiner Verhandlungspartner versuchte Rojas dabei durch Darlegung seiner Kenntnisse von den Handelspraktiken und Machtverhältnissen in Übersee zu entkräften oder stellte ihnen mehr oder wenige plausible Gewinnaufstellungen gegenüber. Bei alledem berief er sich auf die direkten Erfahrungen des Admirals Gijssels, die dieser während seiner Zeit als Mitglied der VOC im Indischen Ozean gesammelt hatte. Daneben führte Rojas vorgebliche Unterredungen mit mehreren hochrangigen Funktionsträgern am Kaiserhof an, die als Bürgen für die Vertrauenswürdigkeit seiner Vorschläge dienen sollten.

Gegenüber diesem eher allgemeinen Vorgehen sticht allerdings die besondere Mühe ins Auge, die Rojas auf die Werbung für Markgraf Hermann von Baden-Baden als potenzieller Führungsfigur des Unternehmens verwendete. Ob der Franziskaner im Vorfeld Bekanntschaft mit dem Fürstensohn gemacht hatte, lässt sich auf Grundlage der erhaltenen Quellen nicht endgültig beantworten, liegt jedoch nahe. Rojas' Ausführungen kamen jedoch nicht von ungefähr; es drängt sich der Eindruck auf, dass der Franziskaner von der kaisernahen Stellung profitieren wollte, welche die katholischen Markgrafen im Laufe des 17. Jahrhunderts eingenommen hatten. Hermanns Vater, der regierende Markgraf Wilhelm von Baden-Baden, war am Hof des Statthalters der Spanischen Niederlande erzogen worden und führte nach der Wiedererlangung seines Territoriums am Anfang des Dreißigjährigen Kriegs großangelegte Rekatholisierungsmaßnahmen durch. Seit Anfang der 1650er-Jahre wirkte Wilhelm zusätzlich als Richter am Reichskammergericht in Speyer. Die besondere Nähe der Badener zum Kaiserhaus wird nicht zuletzt durch die etwa zeitgleich laufenden Verhandlungen zum Abschluss einer Erbeinigung deutlich, die den Markgrafen im Falle eines Aussterbens der Habsburger im Mannesstamm weitreichende territoriale Zugewinne am Oberrhein zusichern sollte.

Rojas versuchte zusammenfassend einerseits, die Plausibilität seiner Schilderungen durch Verweise auf die Qualität seines Expertenwissens wie auch auf seine eigene Vernetzung am Kaiserhof zu unterstreichen; andererseits schien es Rojas mit Blick auf die Personalie Hermanns gelegen zu sein, sich selbst als Proponenten des Fürstensohns in einem kaisernahen Netzwerk zu positionieren. Und tatsächlich gelang es dem Franziskaner, die generelle Zustimmung des Kaisers zu seinen Vorschlägen zu erlangen. Sehr wahrscheinlich war es insbesondere die Aussicht, eine stärkere Annäherung des Kurfürsten von Brandenburg an das Kaiserhaus zu erzielen, die eine gewisse Anziehungskraft auf Leopold I. ausübte. Stets galt es zu befürchten, dass Friedrich Wilhelm von Brandenburg zu einem Eintritt in die Rheinische Allianz bewegt werden könnte. Anfang Dezember wurden Rojas Kredenzialien für weitere Verhandlungen mit dem Kurfürsten von Brandenburg und dem spanischen König ausgestellt. Im Frühjahr 1661 weilte Rojas am Hof des Markgrafen Wilhelm und erhielt von diesem ebenfalls Beglaubigungsschreiben für seine Folgehandlungen ausgehändigt. Nach einer weiteren Unterredung mit dem Kurfürsten von Brandenburg in Kleve, an der auch Hermann teilnahm, fand sich Rojas in Madrid ein, um den spanischen Hof in die Verhandlungen miteinzuschließen. Markgraf Hermann wiederum wandte sich nach Inspektionsreisen in Hamburg und den Vereinigten Niederlanden dem Kaiserhof zu und wirkte dort in den folgenden Monaten als Unterhändler des Unternehmens.

#### Die Verhandlungen am spanischen Hof

Die aus den Verhandlungen in Madrid hervorgegangenen Akten vermitteln ähnlich wie ihre Wiener Pendant das Bild eines nur schwer rekonstruierbaren Verhandlungsablaufs. Anders als in Wien haben sich allerdings vermehrt Schriftstücke derjenigen Stellen erhalten, die der spanische König zur Beratung von Rojas' Vorschlägen miteinbezogen hatte. In Madrid wurde Rojas erneut mit teils sehr ausführlichen Denkschriften vorstellig, die Einblicke in die weitere Entwicklung des Kompanieprojekts bieten: Augenfällig ist, dass sich Rojas' Vorschläge am Kaiserhof noch stark um die Angelegenheiten im Reichsverband und in den kaiserlichen Erblanden gedreht hatten; seine Ausführungen zu den Verhältnissen in Übersee blieben im Gegenzug deutlich schablonenartiger. In Madrid konzentrierte sich Rojas demgegenüber deutlich stärker auf das Mächtegleichgewicht in Europa und Asien. Der noch andauernde Unabhängigkeitskrieg der Portugiesen gegen die spanische Krone, der mit dem Ende der Iberischen Union 1640 ausgebrochen war, sowie die Kolonialkonkurrenz mit England und den Vereinigten Niederlanden bildeten konkrete Bezugspunkte, an denen der Franziskaner seine Vorschläge ausrichtete.

Dem spanischen König und seinen Räten gegenüber präsentierte Rojas die Handelskompanie nun als Mittel, mit dem sich die spanische Krone der »abtrünnigen« portugiesischen Überseebesitzungen bemächtigen könnte. In seinen Ausführungen erscheint der Indische Ozean als quasi unerschöpfliche Aktionsfläche, auf dem sich die die Expansionsbestrebungen der neuen Gesellschaft ungehindert werden entfalten können. Erwartbarer Widerstand der bereits etablierten Seemächte wird von Rojas mit dem Verweis auf die eindeutige Übermacht des Hauses Habsburg heruntergespielt. Die so entstehende Konföderation erscheint als eigentümliche Verbindung von Fürsten, deren einerseits vollumfängliche territoriale Integrität zugestanden werden, die aber andererseits dem spanischen König vollumfänglich weisungsgebunden sein sollen. Obwohl auch mehrere protestantische Fürsten mitaufgenommen werden sollte, verspricht Rojas eine eindeutige Verpflichtung der Gesellschaft auf den katholischen Glauben.

Ähnlich wie bereits in Wien legte Rojas seinem Entwurf vor allem strategische Überlegungen zugrunde. Die Kontingenz des risikoreichen Überseehandels versuchte er durch den Rückbezug auf die bewährten Handelsmodelle der Niederländer herunterzuspielen, an denen sich das Vorgehen der Kompanie vollumfänglich orientieren sollte. Indem er mögliche Einwände vorwegnahm und im gleichen Zuge entkräftete, lenkte Rojas den Blick auf die Möglichkeiten des Unternehmens. Insbesondere die Aussicht, mit dem Zusammenschluss ein Bollwerk zur Stärkung und Verteidigung des katholischen Glaubens zu schaffen, diente ihm als wichtiges Argument. Erneut berief sich Rojas in seinen Darlegungen auf Vorverhandlungen, die er mit Funktionsträgern der spanischen Monarchie angeblich geführt hatte. Interessant ist, dass Rojas in den Wiener Verhandlungen noch für eine prominente Rolle des Markgrafen Hermann in der Kompanie geworben hatte. Vergleichbare Initiativen lassen sich in Madrid nun nicht mehr finden. Hermann erschien zwar als wichtiger Unterhändler, ansonsten wurde er gemeinsam mit seinem Vater nur noch als weiterer Anteilseigner des Unternehmens angesprochen.

Im Laufe des Sommers 1661 wurde der langjährige Botschafter des spanischen Königs in England, Alonso de Cárdenas (ca. 1592–1666), mit der Prüfung von Rojas' Vorschlägen beauftragt. In seinem Gutachten zog er dabei ein vernichtendes Urteil. Das Kompanievorhaben erschien ihm ohne die Einbindung erfahrener Kaufleute gänzlich unrealistisch, die vorgeschlagenen Handelsrouten ineffizient und die Gewinnversprechungen überzogen. Die Idee, unabhängige Fürsten in die Gesellschaft einzuschließen, beurteilte Cárdenas als hochgradig risikoreich, da Konflikte über Gewinne und Investitionen vorprogrammiert seien. Den Behauptungen von Rojas, die projektierte Kompanie werde dem katholischen Glauben zugutekommen und gar zu einer Konversion protestantischer Fürsten führen, stießen bei ihm auf entschiedene Zweifel. Auf Grundlage all dieser Vorbehalte riet Cárdenas dazu, den Gesandten Spaniens im Reich anzuweisen, den Plan unauffällig zu hintertreiben, bis dieser von allein aufgegeben werde, um kein Missfallen bei den Fürsten zu erwecken. Rojas selbst versuchte wiederholte Male, Einfluss auf die Entscheidungsträger in Madrid zu nehmen und dem negativen Abschlussbericht von Cárdenas zuvorzukommen. Dennoch schloss sich der Staatsrat dem Gutachter weitgehend an. Wenngleich einzelne Mitglieder dem Gedanken einer stärkeren politischen Union mit den Reichsfürsten etwas abgewinnen konnten, empfahl die *Junta* dem König Ende September 1661, angesichts des fortdauernden Krieges gegen die Portugiesen keine unnötigen Ressourcen zu verschwenden. Die Aussichten auf einen glücklichen Verhandlungsausgang wurden nochmals weiter getrübt, als zeitgleich Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg seine Unterstützung für das Unternehmen widerrief. Eine Umsetzung des Projekts war im Herbst 1661 also in weite Ferne gerückt, und Rojas hatte eines der zentralen Berufungsmittel seiner Vorschläge verloren – die Entsendung durch einen ranghohen protestantischen Reichsfürsten, an die sich Aussichten auf eine Rückführung zum katholischen Glauben knüpfen konnten.

Diesen Umständen zum Trotz verblieb Rojas bis ins folgende Jahr in Madrid und versuchte, doch noch die Unterstützung des spanischen Königs zu gewinnen. Er spielte den Austritt Friedrich Wilhelms herunter und pochte im gleichen Zug auf einen baldigen Abschluss der Verhandlungen, um Initiativen anderer europäischer Mächte zuvorzukommen. Und in der Tat lassen sich aus dem folgenden Jahr mehrere Schriftstücke finden, welche die weitreichende Zustimmung des spanischen Königs gegenüber dem Rojas'schen Kompanieentwurf widerspiegeln. Zum einen wurde ein Beschlusspapier ausgestellt, das die klare Absicht des spanischen Königs zum Ausdruck brachte, das projektierte Unternehmen in die Tat umzusetzen. Den künftigen Kompaniemitgliedern wurde freier Handel in allen europäischen und ostindischen Häfen der spanischen Krone zugesichert; einzig die Philippinen sollten hiervon ausgenommen sein. Zum anderen wurde der spanische Gesandte in Wien bevollmächtigt, im Reich Verhandlungen zur Umsetzung der Kompanie zu führen. Infolge diplomatischer Verwicklungen zwischen Frankreich,

in deren Zuge der spanische Botschafter nach Paris abgeordnet wurde, konnte er seinen Auftrag allerdings nicht umsetzen.

Noch bevor Rojas zum Jahresende 1662 seine Rückreise ins Reich antreten sollte, versuchte er die Gespräche mit den spanischen Verhandlungspartnern nochmals auf einen Gegenstand zu lenken, der durch den Austritt Friedrich Wilhelms von Brandenburg aus dem Kompanieprojekt zwangsweise in den Hintergrund getreten war: die Vertiefung der Beziehungen mit dem Kurfürsten, der in einen festen Schulterschluss mit dem Haus Habsburg geführt werden sollte. Zu diesem Zweck griff Rojas die hochbrisante Frage der polnischen Thronfolge auf, welche die Anrainerstaaten wie die europäischen Großmächte gleichermaßen beschäftigte. Die Kinderlosigkeit des polnischen Königs Johann II. Kasimir (1609–1672, reg. 1648–1668) aus der katholischen Linie des Hauses Wasa, hatte bereits länger zu europaweiten Diskussionen über die Nachfolge im Königreich Polen geführt. Zahlreiche Dynastien hatten ihrerseits Kandidaten ins Spiel gebracht; neben den Habsburgern und Valois waren auch kleinere reichsfürstliche Familien beteiligt, so etwa die Wittelsbacher – oder eben die Badener. Aus Rojas' Zeit in Madrid hat sich eine undatierte, gleichfalls aber auf den Herbst 1662 eingrenzbare Denkschrift aus seiner Feder erhalten, die formal als Eingabe an den spanischen König aufgebaut ist. In dieser entwarf Rojas ein Programm, auf welche Weise die Frage der polnischen Thronfolge als Mittel dienen könnte, den Weg für einen politischen Vergleich mit Friedrich Wilhelm zu ebnen. Bei alledem berief er sich auf Gespräche, die er angeblich zwei Jahre zuvor selbst mit dem Kurfürsten geführt haben soll.

In seinen Ausführungen betont Rojas zunächst die Gefahr, die von der Thronbesteigung eines unliebsamen Kandidaten nicht nur für das benachbarte Brandenburg, sondern ebenfalls für das Reich und das Erzhaus Habsburg ausgehen würde. Hierfür beschwor er die Rolle Polens als wichtiges katholisches Bollwerk gegen die Feinde der Christenheit wie den Tartaren oder Osmanen. Diese besondere Gefährdung galt in Rojas' Ausführungen in besonderem Maße bei der Durchsetzung eines frankreichtreuen Thronfolgers wie etwa des Pfalzgrafen von Neuburg, dem der Kurfürst von Brandenburg besonders feindlich gegenüberstand. Um sich nun der Stabilität in Polen im Allgemeinen wie auch der Loyalität Friedrich Wilhelms im Speziellen zu versichern, schlug Rojas vor, dass sich die Habsburger auf die Unterstützung eines geeigneten Kandidaten festlegen sollten. Hierfür brachte er erneut die Person des Markgrafen Hermanns ins Spiel.

Rojas zufolge waren es mehrere Gründe, die für die Thronbesteigung Hermanns in Polen vorgebracht werden könnten: Hermann sei durch seine Abstammung und Kaisertreue sowohl für das Erzhaus, für Brandenburg als auch für den Adel wie den Klerus Polens akzeptabel. Seine verwandtschaftliche Nähe zur polnischen Königsfamilie und die Aussicht auf Eheschließungen mit einer Verwandten der Königin würden seine Legitimität nochmals stärken. Der badische Fürstensonnen erschien somit als geeigneter Gegenpol für eine Kandidatur Frankreichs in Polen. Rojas bat seinerseits nun den spanischen König darum, seinerseits die Kandidatur Hermanns für die polnische Thronfolge zu unterstützen.

Der Franziskaner griff in seiner Eingabe zahlreiche Argumente auf, die auch in anderen zeitgenössischen Schriften für eine Kandidatur eines baden-badischen Markgrafen vorgebracht wurden: Neben dem katholischen Bekenntnis und dem alten Herkommens der Dynastie war es insbesondere die Verwandtschaft der Badener mit den Wasa, mit der die badischen Ansprüche auf die polnische Krone untermauert werden sollten. Rojas bewegte sich in seinen Ausführungen demnach voll auf Linie des Argumentationsschemas, das die Badener in den frühen 1660er-Jahren für die Anwartschaft ihrer Dynastie in der polnischen Thronfolge entwickelt hatten. Einen gänzlichen neuen Aspekt brachte der Franziskaner allerdings durch seine Ausführungen zu den gemeinsamen Abstammungslinien der Markgrafen mit den Habsburgern vor. In diesen rekurrierte er auf die genealogischen Vorarbeiten des Jesuiten Philipp Fehnle (1606–1660), des Rektors des Jesuitenkollegs in Baden-Baden, der im Auftrag Wilhelms eine Genealogie der Markgrafen angefertigt hatte. Fehnle spannte in seinem Geschichtswerk, das passenderweise dem Markgrafen

Hermann gewidmet wurde, den Bogen bis in Hochmittelalter, um die gemeinsame Abstammung der Habsburger und Badener herzuleiten. Beide Dynastien würden demnach den Zähringern entstammen, ihre Trennung erfolgte erst durch Hermann I. (ca. 1040–1074), Markgraf von Verona, der als Stammvater das badische Geschlecht begründete, während sich die Habsburger über die Grafen von Kyburg als direkte Erben der Zähringer bezeichnen könnten.

Wie Rojas' Ausführungen zur polnischen Thronfolge in Madrid konkret angenommen wurden, lässt sich schwer sagen. Allerdings wurde kurz darauf der Sondergesandte Sebastián de Ucedo, der sich seit kurzen am brandenburgischen Hof aufhielt, mit der Werbung für die Kandidatur Hermanns beauftragt. In seinem Vorgehen, die Verhandlungen zur Umsetzung der Ostindienkompanie mit der Frage der polnischen Thronfolge zu verbinden, scheint Rojas gleichsam nicht gänzlich eigenmächtig gehandelt zu haben. Im September meldete er in einem Brief an den Markgrafen Wilhelm, dass ihm *die höchste gelegenheit ist fürgefallen ihro Durchleucht sambt ihro hochlobiges hauß eines ewigen hohen österreichischen interesse [...] theilhaftig zu machen.*<sup>3</sup> Sehr wahrscheinlich hatten sich die Gespräche im Frühjahr 1661 bereits um übergreifende politische Fragen gedreht, ob und wie Rojas allerdings konkrete Instruktionen mit auf den Weg gegeben worden waren, lässt sich nicht beantworten.

### Die Fortsetzung der Verhandlungen im Reich

Anfang 1663 kehrte Rojas ins Reich zurück und setzte seine Verhandlungen unmittelbar fort. Nach einem kurzen Abstecher in die Markgrafschaft Baden-Baden wandte Rojas sein Augenmerk dem Hof eines Reichsfürsten zu, der bislang noch nicht im Mittelpunkt seiner Aktivitäten gestanden hatte: Die Rede ist von Johann Philipp von Schönborn (1605–1673, reg. 1642–1673 [Würzburg], 1647–1673 [Mainz], 1663–1673 [Worms]), Kurfürst und Erzbischof von Mainz, der als einer der führenden Köpfe und Architekt der Rheinischen Allianz galt. Formal trat Rojas seit seiner Rückkehr aus Madrid als Vertreter des spanischen Königs auf, der zur Führung von Verhandlungen zur Umsetzung der Handelsgesellschaft bevollmächtigt war; im Herbst 1663 erhielt Rojas nach einem erneuten Aufenthalt in Wien zusätzlich kaiserliche Kredenzschreiben für alle geistlichen sowie einige weltliche Kurfürsten, die in die gleiche Richtung zielten. Obwohl Rojas nach außen vorgab, ausschließlich Verhandlungen zur Umsetzung des projektierten Handelsunternehmens zu führen, mutmaßten bereits die Zeitgenossen, allen voran die französischen Gesandten im Reich, dass dies nur Vorwände für tieferliegende politische Aktivitäten darstellte.

Dass sich hinter den Aktivitäten Rojas' durchaus mehr verbarg, als dieser zugab, beweist seine Korrespondenz mit dem jüngst ernannten Gesandten Kaiser Leopolds I. am spanischen Hof, dem Grafen Franz Eusebius von Pötting (1627–1678). Ihm gegenüber gab Rojas zu erkennen, dass er im Auftrag des spanischen Hofes den Erzbischof von Mainz aufgesucht hatte, um Möglichkeiten auszuloten, diesen wieder stärker an das Haus Habsburg zu binden. Rojas' Ziel bildete somit tatsächlich die Unterwanderung des französischen Bündnissystems im Reich.

Ein weiteres Projekt sollte hierfür den Boden bereiten: Im Zuge des Treffens mit Schönborn hatte dieser in Rojas' Darstellung die Gespräche auf eine Möglichkeit gelenkt, das Reich wieder stärker an das Kaiserhaus zu binden. Den Anlass bot die vorgebliche Unzufriedenheit weiter Teile der Reichsfürsten, dass sich die Habsburger ihre Ehepartner entweder aus ihrer eigenen Dynastie oder aus dem Ausland, vor allem Italien, suchen würden. An diesem Punkt könnte also angesetzt werden, um sich Sympathien im Reich zu versichern. Geschickt brachte Rojas hier erneut die badischen Markgrafen ins Spiel: Er schlug eine Ehe zwischen Erzherzog Sigismund Franz, dem

---

<sup>3</sup> Cristóbal de Rojas y Spinola an Markgraf Wilhelm von Baden-Baden, Madrid, 1662 IX 26, GLA Karlsruhe, 46/2890/125, unfol.

Erben der Seitenlinie Österreich-Tirol, und der Markgräfin Anna von Baden-Baden, einer jüngeren Schwester Hermanns, vor. Die Argumente, die der Franziskaner zugunsten des Heiratsprojekts vortrug, ähnlich dabei sehr stark denjenigen, die er am spanischen Hof für die Kandidatur Hermanns in der Frage der polnischen Erbfolge angeführt hatte. Rojas argumentierte zum einen, dass Anna die ideale Kandidatin sei: katholisch, treu und edel, mit einer beeindruckenden Persönlichkeit und attraktiver Erscheinung. Zum anderen betonte Rojas erneut unter Rückgriff auf die genealogischen Nachforschungen Fehnles die besondere dynastische Nähe zwischen den Badenern und dem Kaiserhaus, die sich auch darin niederschläge – ein aus meiner Sicht eher krudes heraldisches Argument –, dass beide Häuser über das gleiche Heroldsbild verfügten.

Rojas äußerte seinen Vorschlag zu einem Zeitpunkt, als sich die Habsburger in einer dynastischen Krise befanden. Während die Hochzeit eines Mitgliedes der markgräflichen Familie mit einem Erzherzog für die Badener sicherlich einen deutlichen Prestigegewinn zur Folge gehabt hätte, stand für die Habsburg umgekehrt der Fortbestand ihrer Dynastie auf dem Spiel. Einige dicht aufeinanderfolgende Todesfälle hatten Anfang der 1660er-Jahre die deutschen wie spanischen Linien des Erzhauses deutlich dezimiert; 1663 bestanden die deutschen Habsburger nur noch aus zwei männlichen Angehörigen, Erzherzog Sigismund von Tirol und Kaiser Leopold I. selbst. Die Sicherung der unsicheren Erbfolge bildete folglich einer der wichtigsten Aufgaben, der sich Pötting nach Antritt seiner Gesandtschaft in Madrid anzunehmen hatte. Rojas wusste um die prekäre Lage des Wiener Hofes, als er diesem sein Projekt einer badisch-habsburgischen Eheschließung vorstellte. Noch schwerer als bei seinem in Madrid vorgestellten Ausführungen zur polnische Thronfolge, ist an dieser Stelle eine Aussage über die konkrete Aufnahme seines Plans zu treffen. Rojas verfolgte das Vorhaben noch mindestens bis in den Herbst desselben Jahres weiter, blieb schlussendlich aber erfolglos. Im Frühjahr 1665 brachte Erzherzog Sigismund in einem Brief an Markgraf Wilhelm von Baden-Baden sein Bedauern zum Ausdruck, dass die geplante Eheschließung nicht zustande kommen werde. Kurz darauf heiratete der Habsburger die Pfalzgräfin Marie Hedwig Auguste von Pfalz-Sulzbach (1650–1681), deren Ehe allerdings infolge des plötzlichen Todes des Erzherzogs niemals vollzogen wurde.

Dass Rojas' Vorgehen dabei als Baustein eines umfassenden politischen Programms angesehen werden kann, legt eine äußerst aufschlussreiche, verschlüsselte Denkschrift nahe, im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien aufbewahrt wird. Sie ist undatiert, fällt aber mit großer Sicherheit in die unmittelbare Phase nach der Rückkehr von Rojas aus Spanien und wurde möglicherweise für den Fürsten von Porcia geschrieben. Als ›Art und Weise, die Rheinische Allianz zu zerschlagen‹ – so bereits die vielsagende Überschrift – präsentiert Rojas ein Programm, das sich gegen den französischen Einfluss auf die Reichsfürsten richten sollte. Hierzu sollten Gespräche dienen, die er in äußerster Geheimhaltung mit den wichtigsten Mitgliedern des Bündnisses, allen voran mit dem Mainzer Kurfürsten, führen wollte. Um die Gunst von Schönborn zu gewinnen, schlägt er vor, dessen Hauptinteressen aufzugreifen: die Verbreitung des Katholizismus wie die Verfolgung merkantiler Aktivitäten. Hiervon ausgehend sollte der Kurfürst aus seinem Schulterschluss mit Frankreich gelöst werden und in das kaiserliche Lager gebracht werden. Das Schriftstück ist vor allem aus einem Grund von herausragender Bedeutung: Es belegt die Vermutung etwa der französischen Beobachter, dass das Rojas'sche Kompanieprojekt zumindest in Anteilen ein bloßes Mittel zum Zweck darstellte – und in der Zwischenzeit eine entschiedene Stoßrichtung gegen den Einfluss Frankreichs auf die reichischen Angelegenheiten entwickelt hatte. Es drängt sich also die Vermutung auf, dass die Minister in Wien und Madrid recht bald auf Abstand zu einer realen Umsetzung des Kompanieprojekts gegangen waren, im gleichen Zug allerdings das Potenzial erkannt hatten, dass dieses als Verhandlungsinstrument aufwies.

Bis in das Jahr 1666 hinein agierte Rojas formal als Unterhändler der geplanten Ostindiengesellschaft, die er auf dem Regensburger Reichstag und an mehreren Fürstenhöfen zur Sprache brachte. Hinter den Kulissen agierte er als Informant und verdeckter Verhandlungsträger

des Kaisers und des spanischen Königs, wobei über das Ausmaß seiner Aktivitäten in weiten Teilen nur gemutmaßt werden kann. Das Kompanieprojekt wirkte bei alledem als versatiler Verhandlungsgegenstand, an den weitere, zumeist im Geheimen geführte Gespräche geknüpft werden konnten. In dem Maße, in dem das ursprüngliche Ziel, eine Handelsgesellschaft zu errichten, in den Hintergrund rückte und nur noch als Deckmantel dahinterliegender Aktivitäten diente, verloren die sicherlich bereits sehr nebulösen anmutenden Vorschläge aus der Frühphase der Verhandlungen zusehends an Substanz. Als das Projekt zur Mitte des Jahrzehnts schließlich versandete, waren an die Stelle versprochener Warenströme und Handelsstützpunkte in Ostindien abstrakte Fragen der Friedenswahrung und Reichseinigung getreten – Ebenen, die gleichsam bereits in Rojas' frühen Vorschlägen zumindest in Ansätzen greifbar waren.

Bei alledem lässt sich Rojas' Vorgehen wohl am besten als verworren bezeichnen; nicht selten überlagerten sich in seinen Aktivitäten verschiedene Zielsetzungen, bei denen die eigentliche Urheberschaft nicht selten im Dunkeln bleibt. Das Ausmaß, in dem etwa der baden-badische Hof in die Pläne insbesondere rund um die Person des Markgrafen Hermann eingebunden war, lässt sich infolge des Fehlens eindeutiger Quellen nicht beantworten. Es ist allerdings davon auszugehen, dass die Vorstöße des Franziskaners geduldet, wenn nicht sogar vorsichtig gefördert wurden. Als Rojas das Kompanieprojekt am spanischen Hof vortrug, agierte er immerhin ebenfalls im Namen der Markgrafen und Teile seiner Vorschläge fußten auf Wissen, das er aus der badischen Hofhistoriographie gewonnen hatte. Auch wenn Rojas also mit seinen merkantilen Vorschlägen scheiterte, war er doch in einem anderem Sinne erfolgreich: Sowohl ihm als auch Markgraf Hermann gelangte die Anstellung in habsburgischen Diensten: Während Hermann ab 1664 als Militär im spanischen Heer Karriere machte, gelangte Rojas der Aufstieg in der kirchlichen Hierarchie, der eng mit seiner Rolle als verwendungsreicher Diplomat Kaiser Leopolds I. zusammenhing. In beiden Fällen hatte das Kompanieprojekt hierzu das Fundament gelegt.

### Zusammenfassung

Ich komme nun langsam zum Ende meiner Ausführungen, die ich mit einigen zusammenfassenden Thesen beschließen möchte. Welche Perspektiven lassen sich aus der Auseinandersetzung mit den politischen Projekten von Cristóbal de Rojas y Spinola für die historische Arbeit ableiten? Aus meiner Sicht sind dies folgende Punkte:

1. Die Anwendung der Analysekategorie des »Projektmachers« sensibilisiert für das Neben- und Miteinander von Person, die sich durch den Grad ihrer Verankerung innerhalb der höfischen Gesellschaft voneinander unterschieden. Projektmacherei kann in diesem Sinne als Versuch verstanden werden, eine offensiv nach außen getragene Expertise in eine Form der Existenzsicherung zu überführen. Große Bedeutung kam dabei Praktiken der Selbstinszenierung und dem gekonnten Einsatz von Überzeugungsmitteln zu.

2. Frühneuzeitliche Projektmacher stellen weniger eine Randgestalt, sondern vielmehr einen integralen Bestandteil der frühneuzeitlichen Hof- und Diplomatiekultur dar. Ihre häufig prekären Existenzgrundlagen zwangen Projektmacher zur offensiven Pflege sozialer Beziehungen insbesondere zu Zeitgenossen, die über einen hohen Vernetzungsgrad verfügten. Sie eignen sich daher in besonderem Maße zur Analyse von Patronage- und Klientelbeziehungen.

3. Die Erforschung historischer Projekte ist schließlich besonders geeignet, lineare Erzählungsmodelle geschichtlichen Wandels in Frage zu stellen. Dadurch dass die Pläne notwendigerweise Möglichkeitsräume erschlossen, d.h. spezifische Zukunftsvorstellungen entwarfen, laden sie zu alternativhistorischen Gedankengängen ein.

Bei allem Optimismus darf dennoch die »Erkenntnisschwelle« der historischen Projektforschung nicht außer Acht gelassen werden. Mit diesem Begriff hat Heinz Duchhardt in

seiner Habilitationsschrift das epistemologische Problem bezeichnet, dass die Verhandlungen von Projekten primär mündlich geführt und nur in einem Bruchteil der Fälle schriftlich fixiert wurden. Ein Scheitern der Pläne hatte oft zur Folge, dass einschlägiges Material vernichtet oder unter Verschluss gehalten wurde. Und da Projektmacher an der Grenze formaler und informeller Praktiken operierten, strotzen die Quellen nicht selten von Anspielungen und bewussten Uneindeutigkeiten. Was daraus folgt, ist dass sich die historische Interpretation häufig auf Unsicherheiten und Vermutungen beschränken muss – und damit dem Historiker bzw. der Historikerin aktiv Mut zur Lücke abverlangt, um nicht zu viel in die Quellen hineinzulesen.